



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur politischen Lage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nach Vornehmheit und Adel in der äußern Erscheinung; ebenso hält ja auch die Italiener ihre unersättliche Freude an der farbigen Oberfläche der Dinge ab, in den Chorus der farbenfeindlichen Naturalisten einzustimmen. Selbst die in Paris lebenden Spanier sind von der dortigen Modekrankheit nicht ergriffen worden, wofür ein figurenreiches, großes Bild von Luis Simenez, eine Besuchsstunde im Krankenhause, einen Beweis giebt. Es ist nach allen Regeln der Hellmalerei gemalt, bei einem mattgrauen, jeden Winkel und jede Tiefe aufhellenden Licht; aber die Figuren sind mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gezeichnet, im zerstreuten Licht völlig körperhaft modellirt, und der Raum vertieft und verschiebt sich, wie es die Regeln der Perspektive und unsre darnach geschulten Augen verlangen. Der ästhetische Geschmack, der die Mehrzahl der spanischen Maler bei der Wahl ihrer Vorwürfe leitet, ist in vielen Fällen nicht der unsrige, und er kann es auch nicht sein, weil uns Deutschen die notwendigste Vorbedingung zum ästhetischen Genuß der spanischen Bilder fehlt, das gleichartige Temperament und die Gewöhnung des Auges und der Nerven; aber der Ernst der künstlerischen Gesinnung, die Entschlossenheit, mit der die Maler an die höchsten Aufgaben hinantreten, und die Gediegenheit, mit der sie sie auszuführen wissen, flößen uns die größte Achtung ein.



Zur politischen Lage



rophete rechts, Propheze links! Was ist nicht in den letzten Jahren alles politisch prophezeit worden? Sturm und schön Wetter, je nach den Temperamentsanlagen des Propheten; die Dinge aber haben sich trotz alledem weiter entwickelt nach den Gesetzen der ihnen innewohnenden Folgerichtigkeit, als ob es keine Propheten gäbe. Denn es giebt keinen, der jene Gesetze der folgerichtigen Entwicklung der politischen Verhältnisse kennt, keinen, der heute sagen könnte: Morgen wird es so sein und nicht anders, keinen, der die inkommensurablen Größen mit in Betracht zu ziehen imstande wäre, die schließlich den Punkt aufs i setzen.

Politisch giebt es eben keine Gewißheit, sondern nur eine mehr oder minder staatsmännisch berechnete oder sagen wir lieber empfundene Wahrscheinlichkeit. Eine Wahrscheinlichkeit, die zur Wirklichkeit werden, die sich aber auch in ihr Gegenteil verkehren kann, deren Vorausverkündigung man als

politischen Scharfblick bewundert, wenn sie zur Thatsache wird, und über die man mitleidig die Achseln zuckt, wenn sie durch die Ereignisse widerlegt wird. Ein großer Staatsmann ist der, der sich in dem einen wie in dem andern Fall nicht überraschen läßt, der es versteht, im rechten Augenblick den Faktor der von ihm vertretenen Interessen so zur Geltung zu bringen, daß sich beim Abschluß einer Kette von Ereignissen der ihm günstigste Kreis bildet. Das Suchen nach der Kombination, die die günstigste nationale Entwicklung gestattet, bildet das Ziel, das allseitig erstrebt wird, hier mit diesen, dort mit jenen Mitteln. Gewordene Staaten, die sich national geschlossen und ihre Grenzen bereits den innern Bedürfnissen und den natürlichen Verhältnissen entsprechend gezogen haben, brauchen dazu Frieden mit den Nachbarn rechts und links, oben und unten; werdende Staaten, deren Ehrgeiz das Ziel noch nicht mit Händen greift, oder die das Ziel nur auf Kosten anderer erreichen können, suchen die Gelegenheit, gewaltsam zu ergreifen, was ihnen von selbst nicht in den Schoß fallen will. Sie wollen den Krieg, und da nun einmal die europäische Völkerfamilie ein Ganzes ist, dessen Glieder auf einander einwirken müssen, so muß die Frage zur Entscheidung kommen, wer stärker ist, die Satten oder die Hungerigen.

Wir wollen, in der steten Einsicht, daß genau das Gegenteil zutreffen könnte, den Versuch machen, die Umstände zusammenzufassen, die für die weitere Dauer des nunmehr über zwanzig Jahre währenden Weltfriedens sprechen.

Vor allem: alle die, die über Krieg und Frieden zu bestimmen haben, versichern bei jedem Anlaß, daß sie den Frieden wollen und an den Frieden glauben. Das hat Kaiser Wilhelm gethan, das thut der Zar, das thun Lord Salisbury, Rudini, Carnot, ja sogar — um den kleinen nicht das Wort zu nehmen — das thun Bulgaren, Serben, Griechen und tutti quanti. Bei jeder Parlamentseröffnung, bei jedem Jubiläum, bei jeder Ausstellungsfeier — und wo wird nicht ausgestellt? — ja fast bei jedem Festessen können wir es hören. Gleich nach dem Braten folgt die Friedensrede, und es ist wahrhaft bewunderungswürdig, was alles als Friedenszeichen von einem geübten Friedensredner erwiesen werden kann. Nimmt Rußland eine neue Anleihe auf: bedeutames Friedenszeichen oder, wie der Redner sagt, Friedenssymptom, denn es trägt sich mit weitaussehenden Unternehmungen, die Zeit brauchen, um zu reifen. Bekommt Wjtschnegradski kein Geld von Rothschild: Friedenszeichen, denn ohne Geld kann man nicht Krieg führen. Erfindet Frankreich ein bessres Pulver: Friedenszeichen, denn nun müssen die Gewehre umgeändert werden; taugt die Erfindung nichts: Friedenszeichen, denn ohne die Gewißheit technischer Überlegenheit wird Frankreich nie anfangen. Verfolgt Rußland die Juden, Friedenszeichen: denn ohne Juden kann Rußland nichts machen; läßt Rußland in seiner Bedrückung der Juden nach, Friedenszeichen: denn die ungehemmte Macht des Judentums findet ihre Rechnung

im Frieden. Erzwingt Rußland seinen Schiffen den freien Durchzug durch die Dardanellen, Friedenszeichen: denn damit hört das Schwarze Meer auf, eine *mare clausum* zu sein; besteht die Türkei darauf, daß nur wirkliche Rauffahrer durch die Dardanellen fahren, Friedenszeichen: denn damit ist jede Gefahr beseitigt — und so fort mit Grazie in infinitum. Daß das kein Scherz, sondern nur die etwas scharfe Deutung unsrer Friedensreden ist, wird jeder zugeben, der diese Gattung der modernsten Beredsamkeit eingehender studirt hat. Handelsvertrag, Getreidezölle, Sozialdemokratie, Ordensverleihungen, Militärvorlage und Finanzreformen — alle lassen die gleiche Deutung zu.

Wenn trotz alledem heute kein Gefühl ruhiger Friedenszuversicht Platz greifen will, so liegt es an der Thatsache, daß Europa in zwei Lager geteilt, wie zum Schlagen bereit dasteht, und daß trotz aller Friedensverheißungen noch in keinem der beteiligten Staaten eine Legislaturperiode ohne weitere militärische Forderungen vorübergegangen ist. Das russisch-französische Einverständnis, dessen explosive Natur allgemein anerkannt ist, zwingt dem bedrohten Mitteleuropa die Gegenmaßregeln auf, und es ist durchaus nicht abzusehen, wie und wann eine Wandlung eintreten könnte.

Wenn wir nun dennoch vorläufig auf weitere Dauer des Friedens rechnen, so liegt es daran, daß die Entscheidung bei Rußland, nicht bei Frankreich ruht. Es tritt immer mehr zu Tage, daß der Zar den Krieg nicht wollen darf; so stark auch das Drängen einer Aktionspartei ist, die in den Kreisen des Panславismus und in der Armee ihren Mittelpunkt findet, so sehr widerspricht der Einfluß der zur Stunde geltenden Menge dieser Richtung. Der Zar zunächst ist kein Soldat; er erinnert in seinem Wesen einigermaßen an die alten Großfürsten von Moskau, die sich im Kreml vergruben und sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten dem Volke zeigten oder ein Pferd bestiegen. Ganz ausgeschlossen ist es, daß Zar Alexander III. je persönlich in die Leitung eines Krieges eingreifen könnte. Von der frischen Beweglichkeit der Herzöge von Holstein-Gottorp scheint keine Spur in ihm übrig geblieben zu sein. Alexander III. kann nur schwer ein Pferd besteigen und nicht anders als im Schritt reiten. Solche kleine Außerklichkeiten können aber unter Umständen von entscheidender Wichtigkeit werden. Es kommt hinzu, daß die von dem Oberprokurator des Synod ausströmende geistliche Tendenz alle übrigen Einflüsse bei weitem überwiegt, und daß sich demgemäß das Programm des Zaren, das ursprünglich auf eine nationale Assimilierung aller Völkerschaften des Reiches zielte, erweitert hat zum Programm einer religiösen Einigung des Ganzen unter dem griechisch-russischen Doppelkreuz. Die religiösen Bekehrungen innerhalb des nächsten Familienkreises des Zaren verdienen von diesem Gesichtspunkte aus besondere Betonung, und das gewaltsame Vordringen der russischen Kirche in den Ostseeprovinzen, in Litauen und in Polen zeigt, daß es mit der Durchführung dieses Gedankens bitterer

Ernst ist. Es ist kaum glaublich, wie stark der Einfluß ist, den der geistliche Vater in dieser Politik, der Oberprokurator Pobedonoszew ausübt, ja man kann sagen, daß er zur Stunde der einzige ist, der einen direkten Einfluß ausübt. Unzweifelhaft will dieser Mann den Frieden, auch kann man ihn nicht eigentlich einen Deutschenfeind nennen. Was er haßt, wie nur ein Fanatiker haßen kann, ist der Westen mit seiner europäischen Kultur, mit seinen liberalen Staatsformen, mit seiner Mannichfaltigkeit des Lebens. Mit vollem Bewußtsein stellt man Rußland und Europa als Gegensätze einander gegenüber, und wenn es irgend denkbar wäre, eine geistige Sperre zu errichten, wie sie die alten Zaren aufrecht erhielten, Pobedonoszew würde nicht zögern, zu diesem Mittel zu greifen. Da das nicht geht, vollzieht man in mehr oder minder brutaler Form jene Verdrängung abendländischer Elemente, von der uns jeder Tag neue Kunde bringt. Nun muß man freilich nicht glauben, daß Pobedonoszew in Rußland beliebt sei. Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe gleichgesinnter Fanatiker haßt ihn alles, vor allem die durch ihn aus ihrer Einflußstellung verdrängte russische Aristokratie, die dem Parvenu nicht verzeihen kann, daß er ausschließlich das Ohr des Zaren besitzt. Es haßt ihn das gesamte russische Beamtentum, das gewohnt ist, mit liberalen Ideen zu spielen, und in dem Vertreter derselben bis hart an die Grenze des Nihilismus zu gehen sich erlaubt. Es haßt ihn das Volk, das ihn verantwortlich macht für den schweren wirtschaftlichen Druck, der sein System begleitet. Aber was will das sagen gegenüber der Stellung, die er beim Zaren einnimmt, der völlig unfähig ist, sich dem geistlichen Banne zu entziehen, wodurch er ihn gefangen hält? Die stete Lebensgefahr, in der der Zar schwebt, und vor der ihn nur ein auf die äußerste Spitze getriebenes System der Wachsamkeit schützt, giebt eine natürliche Grundlage für geistliche Einflüsse.

Herr von Giers als Zweiter ist heute alt und abgänglich. Er weilt im Augenblick auf Urlaub in Finnland, und wenn er wöchentlich einmal nach Petersburg kommt, so geschieht auch das mehr, um einer Form zu genügen. Zu einer wirklichen Leitung der Politik macht ihn sein hohes Alter und seine Kränklichkeit unfähig. Es wird wohl eine Frage der nächsten Zukunft sein, wer sein Nachfolger werden wird, und wenn es auch für ausgeschlossen gelten kann, daß Sgnatjew wieder in den Vordergrund rückt, so ist doch zu erwarten, daß es ein Mann seiner Richtung sein werde. Besitzt er Ehrgeiz und Kraft, so steht ein Kampf zwischen ihm und Pobedonoszew bevor. Den Herren vom Kriegsministerium ist kein Einfluß zuzuschreiben, der Finanzminister Wyschnegradski dagegen, der durch seine Konvertirungen dem russischen Reiche dreißig bis fünfunddreißig Millionen Franks Zinsen erspart hat, ist beim Zaren persona gratissima und schließt sich dessen Friedensneigungen heute noch unbedingt an. In Rußland selbst hat Wyschnegradski weit weniger Bewunderer als außerhalb; dort kennt man die Schäden seines Systems und fühlt es am

eigenen Leibe, daß der hohe Rubelkurs mit den Ersparnissen der Arbeiter und dem Ruin der Landwirtschaft bezahlt worden ist. Man haßt ihn deshalb fast ebenso wie Bobedonoszew. Alle übrigen Namen in Rußland sind nur Namen, einflußreich, so weit sie sich den herrschenden Strömungen anschließen, machtlos, sobald sie versuchen, eigne Wege zu gehn.

Auch das ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die Judenvertreibungen in Rußland populär seien, oder daß die Franzosenfreundschaft ebenso allgemein sei, wie etwa der Russenkultus in Frankreich. Die große Masse lebt wie zu allen Zeiten den Bedürfnissen des Tages und sehnt sich nach einer Änderung, gleichviel welcher, bereit, jeder Führung zu folgen, die mit genügender Autorität aufzutreten vermag. Aber man begnügt sich mit Vorbereitung zu einer Aktion, die man fürchtet, und wird sich durch die Ereignisse treiben lassen.

An uns wird es sein, ihnen wohl vorbereitet gegenüber zu stehen, wenn der Augenblick gekommen ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Frage der Getreidezölle ist, wie wir aus den Offenherzigkeiten verschiedener freisinnigen Zeitungen gelernt haben, viel leichter zu verstehen, als wir geglaubt hatten. Diese Zölle sind nämlich verwerflich, um nicht zu sagen verbrecherisch, erstens weil die edelsten Kräfte der Nation, die sich vom Hausirgewerbe zum Terminhandel aufgeschwungen haben, durch sie im Geschäfte gestört werden können. Wenn sich der Himmel das kostbare Vergnügen macht, nach anfangs ungünstigen Ausichten doch eine gute Ernte werden zu lassen, sodaß der Bedarf zum größten Teil im Lande gedeckt werden kann, wie kommt der, der auf frühlichen Mißwachs spekulirt hat, dazu, sein Geld zu verlieren? In den allermeisten Fällen hat er ja nie ein Getreidekorn in seinem Besitze gehabt, ist also ganz unschuldig in der Sache. Zweitens befördern die Zölle das abscheuliche Herkommen, dort Wehlfrüchte zu bauen, wo die schönsten Spodiumfabriken und andre dem Volkswohl dienende Anstalten stehen könnten. Wem das nicht einleuchtet, der muß ein ganz verstockter Agrarier, d. h. ein Feind des Fortschrittes sein.

Nochmals die Vereinschriften. Der Vorschlag, daß wissenschaftliche Vereine ihre Publikationen größern Bibliotheken zusenden sollten, wird gewiß allgemeine Zustimmung finden. Aber es könnte auch anderweitig etwas geschehen, um zunächst der gelehrten Welt überhaupt von den Arbeiten Kenntnis zu geben, die in Vereinschriften, Gymnasialprogrammen u. s. w. erscheinen. Die Übersichten im Litterarischen Zentralblatt u., die Bibliographischen Monatsberichte von